

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 4

16. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 29. Februar 1952

I N H A L T: Richtungsstreit oder Machtkampf? (Zum Falle Léon Nicole).

Afrika: Zum Kolonialproblem: Der theokratische Charakter des Islam — Gefahr und Chance der Selbstbestimmung dieser Völker.

Priestergestalten im modernen Roman: Ein neuer Priestertyp — In den romanischen Ländern — In Frankreich — In Deutschland — In Amerika — Im Totalstaat — Die veränderte soziologische Position.

Neue christliche Gemeinschaft?: Die Gruppe der «christlichen Hoffnung» in Frankreich — Der geistige Umkreis.

Ex urbe et orbe: Schweden: Volle Religionsfreiheit? — Die ganze Welt ist einig — Voraussetzungslose Wissenschaft?

Buchbesprechungen: Budenz — Wichterich — Vasella — Zürcher — Bloy.

Neuerscheinungen.

Richtungsstreit oder Machtkampf?

Der Fall Léon Nicole

Der Präsident der kommunistischen Partei der Arbeit der Schweiz und Chefredaktor der Genfer kommunistischen Zeitung «Voix Ouvrière» ist wegen Meinungsverschiedenheiten, Verfehlungen gegen die Parteidisziplin und Schädigung der Partei durch Eigenwilligkeit am 8. Februar letzthin zum Rücktritt von der Leitung der Zeitung veranlasst und am 24. Februar von einer gesamtschweizerischen Parteikonferenz in Genf aller seiner Funktionen enthoben und verwirrt worden.

Das Ereignis hat auch über die Schweizer Grenzen hinaus Aufsehen erregt, weil es sich um den amtierenden Parteipräsidenten, bedeutenden Zeitungsdirektor und die in den letzten Jahren meistbeachtete kommunistische Persönlichkeit des Landes handelt. Der Vorfall bietet aber auch eine günstige Gelegenheit, um über wichtige Fragen gegenüber dem Kommunismus in der Schweiz gute und klare Auskünfte zu bekommen.

1. Die Frage der kommunistischen Disziplin

Über die kommunistische Disziplin weiss man, dass in der kommunistischen Programm- und Schulungsliteratur eiserne Disziplin eingeschärft wird, dass umschrieben wird, was alles dazu gehöre (proletarisches Klassenbewusstsein und Treue zu den Parteibeschlüssen, Kampf gegen jede Verletzung der Disziplin, Bekenntnis der kommunistischen Weltanschauung und Moral), und wie sie nach den Lehren des Marxismus-Leninismus-Stalinismus begründet wird. In antikommunistischen Kreisen herrscht ein erschauernder Respekt vor der zuverlässigen kommunistischen Disziplin, weil sie die kommunistische Gefahr vergrössert, an die Bekämpfung besondere Anforderungen stellt und kluges Vorgehen verlangt. Andererseits begreift man nicht, wieso es bei solcher Unterstreichung der Disziplin, Forderung an Hingabe voller Energie und Selbstverleugnung, Erziehung zu grösstmöglicher Disziplin, überall und immer wieder zu Verfehlungen dagegen und zu schwersten Ahndungen kommt.

Der Fall Léon Nicole bietet ein aufschlussreiches Beispiel! Der Vorwurf undisziplinierten Verhaltens steht an erster Stelle. Der Parteivorstand wirft seinem Präsidenten Ungehorsam gegenüber den Parteibeschlüssen, Nicole seinen Gegnern Mangel an vorbehaltlosem Gehorsam gegenüber der Sowjetunion vor. Die Mehrheit im Vorstand betrachtete den Einfluss eines angeblich eigenwilligen und dünkelfhaften Kreises junger «Intellektueller» in der Westschweiz auf Nicole als schädlich und erzwang, mit schliesslich erreichter Zustimmung Nicoles, den Ausschluss der Hauptwortführer aus der Partei. Das war 1950. Nicole und der Kreis um ihn blieben weiterhin mit den Ausgeschlossenen in freundschaftlicher Verbindung. Einer von ihnen konnte unter Nicoles Protektion an einer Tagung der «Gesellschaft Schweiz-Sowjetunion» im Herbst 1951 in Genf als Delegierter auftreten und sogar von der Kultur- und Propagandaabteilung der sowjetrussischen Gesandtschaft in Bern mit einem sowjetisch-volksdemokratischen Filmverleih «Ecran 52» betraut werden. Das schaffte begrifflicherweise eine immer gespanntere Atmosphäre. Den Vorwürfen gegenüber liess sich Nicole zu Gegenäusserungen verleiten. Er beschuldigte seine Gegner der politischen Unzuverlässigkeit; einem Prominenten unter ihnen warf er vor, er pflege Freundschaft mit einem abgesprungenen tschechischen Diplomaten und Slansky-Anhänger, einem anderen Prominenten, er sei Titoist. Damit war der Streitfall in ein brennliches Stadium geraten. Was würde Moskau und die Kominform dazu sagen? Man musste aus der gefährlichen Zone wieder herauskommen. Dazu war nötig, dass Nicole seine Anschuldigungen irgendwie öffentlich zurücknahm. Das sollte so geschehen, dass Nicole in der «Voix Ouvrière» einen von E. Arnold im «Vorwärts» vom 5. Februar veröffentlichten Artikel einfach abdruckte. Der Artikel war eine deutliche und endgültige Distanzierung von den oben erwähnten Ausgeschlossenen. Nicole liess sich aber nicht zwingen, den Artikel abzudrucken, sondern gab lieber seine sofortige Demission

als Zeitungsdirektor. Seither kämpft er in der Öffentlichkeit gegen seine Widersacher.

Das ist der Disziplin-Streitfall zwischen der Gruppe Nicole und der Gruppe Vincent-Woog, welches die beiden Hauptgegner Nicoles sind. Welche von beiden Gruppen korrekter auf der Moskauer Linie liegt, wagen selbst ehemalige Kommunisten und Kenner, die heute im Lager der schweizerischen Sozialdemokratie stehen, nicht zu entscheiden. Beide Gruppen wollen gut kommunistisch und Moskau ergeben sein, und sie meinen es wohl auch ehrlich.

Trotzdem bekam Nicole unrecht, und das lenkt auf einen sehr beachtenswerten Umstand hin. Der früher so populäre Nicole erscheint nämlich heute wie abgeschlossen von den Massen seiner Partei, auch in Genf und in der Waadt. In der Parteileitung steht er von der Mehrheit isoliert. Den nun bald zwei Jahre dauernden aber heimlich geführten Machtkampf haben die Gegner Nicoles benutzt, um ihm den Weg zum Parteivolk immer mehr zu verrammeln und seinen Einfluss im Vorstand zu schwächen. Am Ausgang des Streites waren weniger sachliche Gründe massgebend als rein äusserliche Machtverhältnisse. Bei seiner gewohnten Stellung glaubte der alte Nicole, niemand und nichts könne ihm etwas anhaben, er sei seiner Getreuen sicher. Die Gegner liessen ihn gern in diesem Glauben und nützten die Zeit, um dem Ahnungslosen und absichtlich ahnungslos Gehaltene seine Position zu schwächen. Als der schwächere ist Nicole unterlegen. Als machtlos Unterlegener ist Nicole aber auch sachlich ins Unrecht versetzt. Heute muss Nicole sich den Vorwurf gefallen lassen, er sei dank seiner Eigenwilligkeit unter den Einfluss des Klassengegners des Kommunismus geraten. Morgen wird er als «Faschist» und «amerikanischer Agent» gelten. In einem kommunistisch beherrschten Lande würde er sich wohl vor ein Gericht gestellt, zu den ungeheuerlichsten Selbstanklagen gezwungen und als entlarvter Verräter und Feind verurteilt sehen.

So wirft das Geschehen im Schosse der kleinen kommunistischen Partei in der Schweiz ein Licht auf die Machtkämpfe in den kommunistischen Bewegungen und Ländern überhaupt. Es geht anfangs immer um Auseinandersetzungen auf dem Boden des Kommunismus. Vor der stärkeren Kampfgruppe muss die schwächere weichen, aber sie darf nicht einfach von der Bühne abtreten. Die Unterlegenen müssen als entlarvte und womöglich sich selbst beschuldigende Feinde erledigt werden.

Unter der Sowjetmacht werden Unterlegene liquidiert. Im noch freien Westen geht ihnen dann gewöhnlich allmählich der kommunistische Terror und die ganze damit verbundene kommunistische Unmenschlichkeit auf. Solange es nur andere betraf, waren sie taub und blind geblieben.

2. Die Frage der augenblicklichen kommunistischen Politik

Durch den Streit zwischen Nicole und der übrigen Parteileitung erhalten wir weiter Kenntnis von einem neuen politischen Kurs des Kommunismus bezüglich der Schweiz, seinen bestimmenden Faktoren und Gründen. Vielleicht ist der Kurs in einem Jahr oder noch früher schon wieder ein anderer. Der mehr von Frankreich her orientierte Nicole machte den Fehler, die Signale der auch für die Schweiz geltenden Umstellung nicht recht zu beachten. Für Frankreich gilt nämlich, wie Artikel des derzeitigen Generalsekretärs der Kommunistischen Partei Frankreichs, Jacques Duclos, in «France Nouvelle» bestätigen, heute noch der Kurs, den Nicole auch für die Schweiz weiter einhalten möchte.

Die französische und Nicole'sche kommunistische Politik lautet: Für die Verhinderung eines neuen Krieges muss man sich eindeutig für das Friedenslager unter Führung der Sowjetunion und gegen das von Amerika geleitete Kriegslager entscheiden. Die Kommunisten dürfen sich daher von einem

aufkommenden Neutralismus nicht verwirren lassen. Der Neutralismus entstand nur, weil sich das Kräfteverhältnis zugunsten des Friedenslagers verschoben hatte. Die Neutralitätspolitiker sind Leute, die sich von der Politik des Kriegslagers nichts mehr versprechen und nun von der Neutralität die Lösung erwarten, die ihrer Meinung nach von den Gegnern des sowjetischen Friedenslagers nicht mehr zu erhoffen ist. Die Neutralen verstecken unter der Maske der Neutralität bloss ihre Feindschaft gegenüber Russland.

Gegen Nicole hat sich die übrige Leitung der Partei der Arbeit für eine Politik der Verteidigung der Schweizer Neutralität entschlossen, wofür für sie eine Reihe von Tatsachen massgebend waren. Einmal ein Artikel in der Januarnummer 1952 der in englischer Sprache in Moskau erscheinenden Zeitschrift «News». Der Artikel lautet: «Der Atlantikpakt und die Frage der Neutralität» und entwickelt u. a.:

«Es braucht wohl keine weiteren Beispiele, um darzulegen, welches heute der neue Inhalt der Auffassung von der Neutralität ist. Der neue Tatbestand ist folgender: Während in der Vergangenheit die Länder sich in die Neutralität flüchteten, um sich vor einem drohenden Angriff zu schützen (ob diese Methode Erfolg hatte oder nicht bleibe dahingestellt), flüchten sie sich heute in die Neutralität, um sich nicht an der Vorbereitung zu einer Aggression zu beteiligen. Sie bemühen sich, bereits in diesem Stadium ihre Souveränität und ihre nationalen Interessen zu schützen, welche durch die Beteiligung an der atlantischen Allianz gefährdet und geschädigt werden.»

Weiter war massgebend, dass sich an der Generalversammlung der Vereinten Nationen, wohl unter dem Einfluss der russischen Diplomatie, der Block der arabischen und asiatischen Staaten gebildet hat, der sich bemüht, zwischen dem amerikanischen und sowjetischen Block eine neutrale Haltung zu bewahren. — Ferner, dass, wohl ebenfalls mit Einverständnis Moskaus, der finnische Ministerpräsident Kekkonen am 23. Januar in einem Interview die Bildung eines neutralen skandinavischen Blocks forderte. — Schliesslich, dass die Westunion alle der Neutralität günstigen Bestrebungen in Westdeutschland und Japan unterstützt.

Unter solchen Einflüssen veröffentlichte, sicher im Einverständnis mit den anderen Nicole-Gegnern, Maurice Ducommun — der auch als Nachfolger Nicoles in der Leitung der «Voix Ouvrière» vorgesehen ist — in der Januarnummer des «Socialisme» einen Artikel: «Unsere Arbeit für den Frieden muss verbessert werden», worin er als eine der wichtigsten Aufgaben für die Schweiz: «die Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit gegen die Anschläge der amerikanischen Imperialisten» bezeichnet. Dieser Artikel wurde in der Kominformzeitung «Für dauerhaften Frieden, für Volksdemokratie» in der Nr. 5 vom 1. Februar 1952 im Auszug abgedruckt. Daraufhin erschien am 5. Februar im «Vorwärts» der oben erwähnte Artikel von E. Arnold, «Die innere und die äussere Linie», in welchem die Nicole-Politik, ohne dass dessen Name genannt wurde, schärfstens kritisiert und verlangt wird, die Partei der Arbeit habe das Schweizervolk «für die Wahrung der Neutralität, d. h. zu einer Haltung von echter Unabhängigkeit zwischen den beiden grossen Blöcken und des Widerstandes gegen die Aggressionspläne des Westens» zu mobilisieren. Es war der Artikel, den Nicole zum Zeichen seiner Unterwerfung in der «Voix Ouvrière» hätte abdrucken sollen, was er aber nicht tat. Inzwischen ist nochmals eine offizielle Moskauer Billigung der von Nicole abgelehnten «Neutralitätspolitik» erfolgt in Form eines Artikels in Nr. 7 vom 13. Februar der in Moskau erscheinenden «Neuen Zeit». Unter der Rubrik «Gegen Falschmeldungen und Verleumdungen» und dem Titel «Auf falscher Fährte» kritisiert I. Solnikow zwei kürzlich von Bundesrat Petitpierre in Zürich und La Sagne gehaltene Reden, indem er dessen Neutralitätsäusserung wohl billigt, seine Erklärung hingegen, der Kommunismus sei eine Gefahr, als Fälschung der öffentlichen Meinung in der Schweiz verurteilt. Der Lausanner Kommunist André Muret hatte im «Vorwärts» vom 7. Februar schon ähnlich geschrieben und

bei der Gelegenheit verlangt: «Unsere Partei muss feststellen, dass die Rede des Herrn Petitpierre nicht zufällig ist und eine Stellungnahme enthält, die unsere Neutralität und unsere nationalen Interessen in Gefahr bringen kann.» Bundesrat Petitpierre sage «Kommunismus», weil er aus Angst vor der wahrscheinlichen Reaktion der schweizerischen öffentlichen Meinung noch nicht «Sowjetunion» zu sagen wage.

Wir wissen nun, dass die kommunistische Politik sich heute der Verteidigung der schweizerischen Neutralität verschrieben hat. Bei dieser Politik handelt es sich aber, wie Jules Humbert-

Droz, der ja als ehemaliger Kommunist es wissen muss, im «Volksrecht» vom 16. Februar sagt, «um eine blosser Widerspiegelung der wechselnden Einstellung des Kremls zur Neutralität. Wenn die PdA sich mit nationalen Fragen beschäftigt, so geschieht auch das nur, um den Interessen der russischen Aussenpolitik zu dienen.»

So gibt der Fall Nicole mit seinem Drum und Dran Aufschlüsse, von denen man wohl sagen kann, dass sie beachtenswert sind.

K. S.

Afrika: Zum Kolonialproblem

Das afrikanische Kolonialproblem muss unter dem Motto von Rudyard Kipling betrachtet werden: «The East is the East, the West is the West.» Nicht nur weil auch dort bereits Amerika und Russland vorfühlen, sondern weil namentlich in Nordafrika der religiöse Faktor eine entscheidende Rolle spielt. Gefährlicher als irgendwo anders, da er sofort zum politischen Faktor wird. Kennt doch die mohammedanische religiöse Auffassung keine Trennung von Diesseits und Jenseits. Es ist der Kalif, der beide Mächte in sich vereinigt. Der Koran enthält aus diesem Grunde auch eine sehr grosse Anzahl von juristischen, politischen, materiellen, medizinischen und hygienischen Vorschriften, die von allen Mohammedanern als heilig betrachtet werden und deren Änderung daher unmöglich ist. Einer der bedeutendsten Kenner dieses Problems, E. F. Gauthier, ein intimer Freund des berühmten Pater de Foucauld, schrieb in seinem Werk «Mœurs et Coutumes des Musulmans» (Paris, Payot, 1931): «Welcher Abgrund besteht zwischen Mohammedanern und Christen, welcher Abgrund! Nicht nur von Hass und Verachtung; das bedeutet nichts. Das sind Gefühle, die sehr wohl durch die Brüderlichkeit ausgesöhnt werden können. Aber es besteht ein Abgrund gegenseitigen Nichtverstehens. Man könnte sagen, dass es sich um Bewohner zweier verschiedener Planeten handelt.» Und Bernard Lavergne, Professor an der Sorbonne, fügt in seinem ausgezeichneten Buch «Une révolution dans la Politique coloniale de France» (Editions Librairie Mercure, Paris) hinzu: «Der Hauptgrund des Nichtverstehens der beiden Zivilisationen liegt im theokratischen Charakter, unter dessen Gesichtswinkel der Orientale alle menschlichen und göttlichen Dinge sieht.»

Dies war auch der Grund der Verwirrung in der mohammedanischen Welt, als 1918 Mustapha-Kemal die Türkei modernisierte und sie der westlichen Welt anzugleichen versuchte. Die Türkei, deren Volk im übrigen einer den Arabern völlig fremden Rasse angehört, warf dadurch zwar eine tausendjährige Tradition über Bord, übernahm damit aber — neben positiven Errungenschaften — auch alle westlichen Sünden, wie den Nationalismus, den Etatismus, den Irredentismus, den Rassismus und den Laizismus. Durch den Verzicht auf das Kalifat hörte Konstantinopel auf, das Zentrum der mohammedanischen Welt zu sein, und drei Abkömmlinge des Propheten übernahmen dessen Nachfolge: Ibn Séoud, der König der Hedjaz, der über Mekka gebietet; König Farouk von Ägypten — der grosse religiöse Einfluss der berühmten Moschee El-Ahzar in Kairo ist eine seiner besten Karten im politischen Spiel —, und der Sultan von Transjordanien.

Die Trennung zwischen Christen und Arabern bleibt aber beinahe absolut. Bernard Lavergne, der jahrelang in Algerien lebte, erzählt in seinem bereits zitierten Buch, dass seit 1830, dem Jahre, in dem Frankreich anfang Algerien zu kolonisieren, zwischen Franzosen und arabischen Frauen kaum 5 Heiraten erfolgten, dass kaum je ein Europäer eine arabische Frau als Maitresse hat und Nordafrika das einzige Überseealand sei, wo es keine Mestizen gäbe. Seit 75 Jahren sind die katholischen Missionen der Weissen Väter (meistens am Rande der Sahara)

an ihrer bewundernswerten Arbeit, genau so wie die protestantischen Missionare in den Kabylen. Aber Lavergne, selbst ein Protestant, bezweifelt, dass man mehr als 10, höchstens 20 aufrichtige Konversionen zählen könne, und er fügt hinzu: «Ich erinnere mich noch immer der Antwort, die mir 1918 der weisse Vater P. de Laghouat auf die Frage gab, ob er einige Konversionen erlebt hätte: ‚Niemals! Wenn unsere zähe Arbeit, die wir hier seit 30 Jahren verrichten, in den Augen Gottes auch einen Wert hat, vom menschlichen Urteil aus gesehen hat sie keinen.‘» Und so ist festzustellen, dass trotz einer rühmewerten geistigen und kulturellen Arbeit der Franzosen, trotz der Gründung zahlreicher Schulen, trotz einer ziemlich grossen Anzahl arabischer Aristokraten und Bürgerlicher, die auf französischen Lyzeen, auf der Universität oder in den Hospitälern ihre Studien machten, trotz der zahlreichen Kliniken, Apotheken, christlichen Missionen, sich eine Assimilation der Mentalität als unmöglich erwies. Unter den 7 Millionen Arabern, die allein in Algerien leben, erbaten in zehn Jahren (1919—1929) 1049 das französische Bürgerrecht. Orient und Okzident blieben so getrennt. Gauthier stellt mit Recht fest, dass es während des Jahrtausends der hellenischen Kultur auch nicht anders war: «Beim ersten arabischen Säbelhieb verschwindet alles: die griechische Sprache, der griechische Gedanke, die westlichen Umrahmungen; alles geht in Rauch auf; lokal gesehen sind diese tausend Jahre der Geschichte, wie wenn sie nie existiert hätten. Der Westen konnte in der Erde des Ostens nicht die geringste Wurzel schlagen.»

Diese Feststellungen haben für unsere Zeit sowohl welt- wie kolonialpolitisch eine ausserordentliche Bedeutung. Nicht in dem Sinne, dass die «Arabische Liga», die versucht ein machtpolitischer Faktor zu werden, eine nennenswerte Gefahr bilden könnte. Ein von ihr eventuell proklamierter «heiliger Krieg» könnte zwar in Verbindung mit der kommunistischen Politik von Moskau, die überall fühl- und sichtbar ist, sehr unangenehm werden, aber nicht mehr. Was dagegen wesentlicher in Betracht kommt, ist der immer weissglühendere Nationalismus der Araber, die alle, sei es in Algerien, Marokko, Tunis, Ägypten, vom mittleren Osten ganz abgesehen, ihren eigenen Staat haben wollen.

Ist dies aber nicht eine ganz selbstverständliche Forderung? Entspricht sie denn nicht dem schönen Satz — der so viel Unheil anstiftete, weil er nur die eine Hälfte einer Realität aufzeigte — von der Selbstbestimmung der Völker? Gewiss: Diese Forderung ist berechtigt unter der Bedingung, dass diese gewünschte, ja ersehnte Unabhängigkeit nicht eine Farce wird, die zu einer neuen, viel gefährlicher werdenden Sklaverei führt, die nicht nur den Menschen und seinen Willen vergewaltigt, sondern auch die Unabhängigkeit grosser freier Nationen, ja die einer ganzen Zivilisation in Frage stellt.

Hier berühren wir den Kern dessen, was man mit dem Begriff Kolonialpolitik bezeichnet. Es bedarf für uns moderne Menschen keiner weiteren Ausführungen und Beweise, dass dieselbe ihre schweren Schattenseiten hatte. Dass unendliche Verbrechen in ihrem Namen begangen wurden. Dass ihr Sün-

denregister noch heute schwer auf den Verbindungen zwischen Weissen und Farbigen lastet. Dass sie, mit einem Wort, heute nicht mehr im alten Sinne aufrecht erhalten werden kann. Darüber sind sich heute fast alle Menschen einig, in erster Linie die Christen.

Aber man sehe einmal das in grausamster Weise kolonisierte Indien an und vergleiche das Gestern mit heute! Man denke an Südafrika, in dem sich das kleine, tapfere Burenvolk auf das heldenmütigste gegen die Engländer verteidigte, und wie dasselbe Volk heute zu diesem seinem früheren Unterdrücker hält. Man betrachte Marokko, aus dem Marschall Lyautey ein in jeder Hinsicht prosperierendes Land machte. Dann wird man zugeben müssen, dass diese Kolonialpolitik auch noch eine andere Seite hatte, die vieles auf der Schuldseite auslöschte. Aber abgesehen davon: Die Kolonialpolitik ist ein jahrhundertaltes Faktum, mit dessen Folgen man rechnen muss, wenn man Schlimmeres verhüten will. Was würden «unabhängige» arabische Staaten längs der Küste Nordafrikas bedeuten, deren Bevölkerungen sich zu 90% aus Analphabeten zusammensetzen, und denen alle ernstzunehmenden Voraussetzungen für eine Staatenbildung fehlen? Der Meistbietende allein hätte Macht über diese Staaten, denn nicht das Volk würde entscheiden, welchen Weg es zu gehen wünscht, sondern einige, in den Schulen und Universitäten des Kolonialstaates halbgebildete Intellektuelle, die in den seltensten Fällen das Wohl ihres Volkes, wohl aber ihr eigenes, oder irgendwelche abstrakte Ideen als Leitstern ihres Handelns nehmen.

Ein einziges Beispiel zeigt dies zur Genüge. Am 10. Februar 1943 richteten die Führer der autonomistischen Bewegung von Marokko und Algerien ein Manifest an Amerika, in dem die französische Kolonisationsarbeit auf das unerhörteste an den Pranger gestellt, die Selbstbestimmung der Völker verlangt und Amerika um seine hilfreiche Hand gebeten wurde. Unterzeichnet war dieses Manifest von Arabern, die bisher immer als die wärmsten Freunde von Frankreich galten! Dabei muss bemerkt werden, dass Frankreich unter den Arabern und den Berbern, ausser den in seinen Schulen und Universitäten erzogenen intellektuellen Führern, keine Feinde hat. Die breiten Massen des arabischen Volkes dagegen, die auch unter ihren eigenen Fürsten und Führern keine Selbstbestimmung, sondern nur absolute Unterwerfung kennen, nehmen die französische Oberherrschaft, fatalistisch wie sie sind, als etwas Gegebenes hin und empfinden sie eher als einen Schutz denn eine Last. Dass es dieser Bevölkerung, abgesehen von durch Missernten verschärften Hungerjahren, nicht schlecht gehen kann, zeigt allein die Tatsache, dass im Jahre 1830 kaum 1,5 bis 2 Millionen Araber in Algerien wohnten, 1876 dagegen bereits 2,4 und heute über 7 Millionen. Mit anderen Worten: Die Bevölkerung hat sich innerhalb von 70 Jahren verdreifacht.

Wir nahmen Algerien als Beispiel, wobei hinzugefügt werden muss, dass sowohl die französischen Sozialisten wie die Kommunisten stets auf der Seite der Mohammedaner standen und sich ihre Wünsche und Unzufriedenheiten zu eigen machten. Nicht etwa deswegen, weil sie stets berechtigt waren, sondern aus wahlpropagandistischen Gründen und aus der abstrakten Ideologie der Unabhängigkeit und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker heraus, die es nun einmal nicht geben kann, wo die primitivsten Voraussetzungen dafür fehlen. In Marokko und auch in Tunis liegen die Verhältnisse ähnlich.

Wollen wir, diese Gedanken zusammenfassend, noch einen Blick auf die gesamte Kolonialpolitik werfen, dann wird man doch sagen müssen:

Es ist in allen Weltteilen eine Arbeit geleistet worden, die zum Teil bereits vollendet ist — Australien, Neuseeland, Südafrika, Indien sind heute aus einstigen Kolonien selbständige Staaten geworden —, zum Teil aber noch der Vollendung harret. In diese halbfertigen Gebäude versucht nun überall der Kommunismus einzudringen. Er trifft auf Bevölkerungen, deren intellektuelle und technische Bildung mangelhaft ist, die noch kein Unterscheidungsvermögen und kein kritisches Gefühl besitzen, die zwar das viele Gute und Schöne, das ihnen durch die Kolonisatoren gebracht wurde, wohl an ihrem höheren Lebensstandard messen können, die aber auch die rauhe, zu oft ungerechte Seite dieser kolonialisatorischen Arbeit noch nicht vergessen haben und daher leicht gegen die bisherige Oberherrschaft aufgeputscht werden können. Völker, die wohl das Gefühl für die Freiheit haben, nicht aber das Wissen um die Mittel, sie zu bewahren. Völker, die sich jedem «Befreier» in die Arme werfen und erst zu spät gewahr werden, wie man sie ihrer Freiheit beraubt. Völker, die mit dem Hammer bearbeitet und mit der Sichel geschnitten werden.

Dies wird man sich heute vergegenwärtigen müssen, wenn man vom Kolonialismus spricht. Man wird dabei nicht vergessen dürfen, dass die Kolonialpolitik, so egoistisch, grausam und verdammenswert sie auch manchmal war, selbst immer mehr durchchristianisiert wurde. Die Taten der Missionare, ihre Hingebung und Liebe, ihre Aufopferung, die selbst vor dem Märtyrertod nicht zurückschreckte, gehören zu jenen die menschlichen Sünden ausgleichenden Werten, die erst ihrer vollen Glanz erhalten, wenn der Mensch sich aus seinem Innern wirklich bewusst wird, was Freiheit und Selbstbestimmung bedeuten. Ist doch die Freiheit ein in uns hineingelegter seelischer Begriff, der nur dort Wirklichkeit wird, wo die inneren Voraussetzungen seines Wachstums gegeben sind. Je mehr die kolonisierenden Mächte den Furchen folgen, die die Missionare vor ihnen gezogen haben, je mehr sie sich selbst dem inneren Geiste des Christentums verpflichtet fühlen, desto stärker wird der Wall gegen den Kommunismus. H. Sch

Priester-Gestalten im modernen Roman

Kürzlich schrieb jemand in einer Zeitschrift für Religion und Kultur, katholisches Schrifttum im engeren Sinne liege erst vor, wenn es um Gestalt und Amt des Priesters gehe. Indessen, es geht durchaus nicht oft darum, denn die Curé-Romane des Franzosen Bernanos sind keineswegs die Regel. Weder im «Kranz der Engel» von Gertrud von Le Fort, noch in Greenes «Das Herz aller Dinge» steht ein Priester in der Mitte und der Held des «Unauslöschlichen Siegels», der verstorbene Langgässer, ist kein Geweihter, sondern der getaufte jüdische Kaufmann Belfontaine. Die katholische Literatur zwischen 1920 und 1940 hat sich nur zögernd in jene sehr heikel gewordene Zone gewagt, die im 19. Jahrhundert und später das Reservat der ländlich-sittlichen Heimatstilkunst von mehr provinziellem Gewicht zu sein schien.

Erst seit ungefähr einem Jahrzehnt wird auch im modernen katholischen Roman der Priester wieder mehr ins Zentrum geschoben. Es erschienen «Der Kardinal» von Robinson, Bel Justs «Erleuchtete Tore», Krämer-Badonis «Der arme Reinhold», Cocciolis «Himmel und Erde» und Crawford Powers «Der Pfarrer und die Sünde». Und während Bernanos in seinem letzten Roman («Monsieur Ouine» oder «Die tote Gemeinde») sein «klerikales» Schema verliess, tauchte der Priester sogar im ausserkatholischen Schrifttum auf (in Carlo Levi «Christus kam nur bis Eboli», in Jüngers «Heliopolis» und, in einer protestantischen Version, in Olov Hartmans «Heilig Maskerade»).

Aber mir scheint, es sei durchaus kein Grund vorhanden darüber sehr entzückt zu sein, denn das lässt auf keine Beruhi

gung schliessen, sondern auf neue Spannungen und Zerrungen im innerkatholischen Feld. Die Priestergestalten dieser modernen Romane nämlich (und die von Bernanos und Greene gehören natürlich dazu) sind weit entfernt von jenem jovialen Klerus der Jahrhundertwende, vom geistlichen Typ der Federer und Timmermans. Sie haben fast immer etwas Irritiertes, Flackerndes (nur der moderne amerikanische Priesterroman macht hier eine Ausnahme), sie fühlen sich unsicher, bedrängt und bedroht, von aussen und innen. Sie schleppen sich, stolpern, haben Verhältnisse oder betäuben sich mit Schnaps, fallen ab oder geraten unter die Räder, und was da nun in der Mitte steht, ist nichts Intaktes mehr, sondern etwas brüchig gewordenes und etwas, das Unbehagen erzeugt.

Der Pfarrherr von Anno dazumal war anders, gründlich anders. Er hatte wohl seine menschlichen Schwächen (irgendwo am Rande gab man das zu), er machte Fehler (aber das Happy-Ende versöhnte wieder), er geriet in Krisen und kam in Wissensnöte (aber der geistliche Mitbruder half oder der Bischof konnte ihn versetzen), im Ganzen aber ging alles gut und in Ordnung. Der Pfarrer hatte sein Haus und seinen Garten, las die Messe und hatte Freude an den unschuldigen Kinderseelen, am Abend schob er Kegel mit den Honoratioren und wenn nicht gerade ein schwarzes Schaf in der Verwandtschaft war, wurde er in Ehren alt und grau. Er verstand sich auf die Bauern, machte seine pfarrherrlichen Spässe und von Zeit zu Zeit dem Lehrer den Standpunkt klar, er verstand mit Anstand zu leben und leben zu lassen und war in jedem Betracht ein hochwürdiger Herr.

Anscheinend gibt es das heute nicht mehr. Denn in den modernen Romanen ist der Priester eine durchaus verzwickte Gestalt und wo noch der «vom alten Schrot und Korn» erscheint, ist er deutlich vom Misstrauen des Autors umschattet. Wenn er nicht gerade das Glück hat ein intelligenter Kopf zu sein, dann gehört er schon im Seminar zu jenen bejammernswerten Figuren, aus denen Bernanos seine «heiligen Idioten» gemacht, ist er aber klug und vermögend, dann wird er ein Lorenz Guttman (in der Romantrilogie von Stefan Andres «Die Sintflut») und leidet an seinen Problemen, leidet an Gott und der Welt und an seinem komplizierten Innenleben, will heiraten und will wieder nicht, will die Weihen nehmen und will wieder nicht, stochert in seinen Affekten herum und flottiert mit einer Neurose und perenniert als ewiger Theologiestudent. Ist er aber weder dieses noch jenes, dann gerät er nach der Primiz in den Sog der Ideale, wird auf seiner ersten Pfarre päpstlicher als der Papst und franziskanischer als St. Franziskus und versteift sich auf die theologische Patentklärung: das Evangelium sei immer provozierend.

Kurz und gut, man hat das Gefühl, keinem dieser Priester sei mehr wohl in seiner Haut. Die einen sind zuviel und die andern zu wenig, die einen erfüllen ein radikales Postulat und die andern sinken unter den gewöhnlichsten Durchschnitt, sind von Dämonen umwittert, eingeklemmt zwischen Himmel und Hölle, von Frauen versucht, vom Schnaps gefährdet, zum Erbarmen vom Teufel gezwickt, verloren, verlassen, verwaist — um dann allerdings am Ende meist noch geheimnisvoll gerettet zu werden wie in Greenes «Die Kraft und die Herrlichkeit», oder in Stefan Andres' Novelle «Wir sind Utopia».

Und das heisst, da diese Romane von Laien geschrieben sind: das Bild vom Priester im Blickfeld seiner Gemeinde ist anders geworden, kritischer, schärfer. Man beschäftigt sich mit seinen intimeren Menschlichkeiten, mit seinem Versagen und seinen hereditären Belastungen. Man erspart ihm keine Zusammenstösse mit der Welt, zeigt ihn unsicher, nervös, übermüdet und einsam, in prekären Verhältnissen und vielfach seiner Aufgabe gar nicht gewachsen. Die Jungen sind überspannt und verstiegen, die Alten verbittert und enttäuscht. Aber überblickt man das Ganze, dann zeigen sich doch einige deutlich voneinander zu unterscheidende Gruppen und ein ein-

heitliches Bild vom Priester im modernen Roman gibt es also noch nicht.

Denn es gibt da zum Beispiel den Padre-Typ von Greenes «The Power an the glory». Er hat internationales Aussehen erregt, aber er repräsentiert eigentlich nur eine «exotische» Spielart und gehört der romanischen Zone an. Er treibt sich in Mexiko oder Spanien herum, in Argentinien, Brasilien oder Süditalien. Er ist spektakulär und ganz ungewöhnlich und in zentraleuropäischen Vorstellungen kaum unterzubringen. Erst südlich von Rom kann man ihn treffen, in den Miniaturdiözesen von Apulien und Kampanien, in der Basilicata und in Kalabrien. Er erscheint uns sehr romantisch, ist es aber gar nicht und so wie er wirklich ist, hat ihn nur Carlo Levi geschildert (in «Christus kam nur bis Eboli») mit der Vorurteilslosigkeit des Italieners, der noch keineswegs vor Entsetzen aufschreit, wenn sein Don Isidoro nicht ganz den Erfordernissen seiner geistlichen Würde entspricht. Er ist nur in seltenen Fällen ein «Santo». Oft ist er geizig, rechthaberisch, eigensinnig, äusserlich und innerlich verwahrlost, sorgt ganz unberechtigterweise für Nachkommenschaft und leiert die Messe in einem erschreckenden Tempo herunter. Seine schmierige Soutane glänzt wie Speck, aber er versteht sich auf die untergründigen Schichten seiner Gemeinde und ist, man mag nun sagen was man will, der einzig mögliche Hirte seiner Analphabeten. Denn ein normal studierter Mann ist in solchen Verhältnissen gar nicht zu denken und diese erschreckende Armut auch nicht gewohnt. Auf zehn von diesen Gestalten aber kommt dann ein Don Evaristo (wie in Andres' Roman «Das Tier aus der Tiefe»), ein im Innersten rührender Mensch, demütig, fromm, tapfer und fröhlich, mit gesundem Mutterwitz und völlig unsentimental. Ein christlicher Vater seiner Armen.

Eine zweite Gruppe stellen die Franzosen (Bernanos und Mauriac). Man findet sie in der Provinz, in den Gebieten von Gironde «Ernte», in der Bretagne, in der Gascogne und Gironde, in den menschenleeren Hochflächen mit den zerfallenden Kirchen und verwahrlosten Dörfern. Dort lebt die gallische Variante der Erzählung Henri Queffélec: «Gott braucht Menschen». Sie ist arm und verbittert und hat es mit einer zähen und hochfahrenden Rasse zu tun. Über einem trockenen Realismus spielt der Hang zum geistlichen Abenteuer, eine keltische Phantastik, eine Begabung für Hellgefühl und Ekstase und das Wittern des Dämonischen (wie in Bernanos' Roman «Die Sonne Satans»). In einer anderen Brechung aber erscheint die tiefe Inbrunst, etwas Zartes und Hingebungsvolles, eine fast randlose Frömmigkeit, ein melancholisches Dämmern im inneren Gebet wie im «Tagebuch eines Landpfarrers». Daneben aber steht dann der robuste Curé, der im Beichtstuhl Kasse macht, ein etwas verdriesslicher Typ, konservativ, bäuerlich und herrschsüchtig, mit eingefeischten Vorstellungen von Freimaurerei und atheistischen Lehrern, habgierig und herzenshart und so, wie wir ihn aus Bloys Tagebüchern kennen. Aber bezeichnenderweise sind es hier wie dort (bei den Padres der «exotischen» Zone) Bauernpfarrer und durchaus nicht der geistliche Stadtmensch, die diese Romane mit ihrem Schicksal füllen. Es ist immer katholische Welt um sie, wenn auch in einer zerbröckelnden Form, und es ist nie Diaspora. Denn die Diaspora und die Stadt beginnen erst in den Priesterromanen der Deutschen, einiger Holländer und der Amerikaner.

Für den deutschen Typus, wenigstens für seine geistlich erregte Spielart, ist schon vor dreissig Jahren Herwigs «Sankt Sebastian vom Wedding» das Signal gewesen. Er war ein Spross der katholischen deutschen Jugendbewegung, neuromantisch und antibürgerlich, durchaus nicht antiklerikal, aber gegen die geistliche Bürokratie gerichtet und gegen das «hochwürdige Spiessertum». In der Ruhe seines Klosters aufgestört, ging dieser unruhig gewordene Mönch zu den Proletariern vom Berliner Wedding und wurde dort, was die Pariser Arbeiterpriester in der Bannmeile sind. Aber es ist be-

zeichnend, nicht nur für den Expressionismus dieser Legende, sondern für das psychische Grundgefüge dieses deutschen Romantyps, das «Sankt Sebastian» durch einen revolutionären Putsch sein Leben verliert und ein heiliger Martyrer wird. Denn es steckt etwas tod- und leidensuchendes in vielen deutschen Romanpriestern dieser Art. Sie haben eine gefährliche Neigung und Ungeduld zum Martyrium, zum geistlichen Heldentod. Es geht immer auf Biegen und Brechen, auf ein Extremisieren, auf eine polare Zerreißung des komplex Zusammengefügten. Und die Nachfolger Herwigs sind denn auch gar nicht so selten ins antikuriale Spannungsfeld geraten, zum Mindesten war ihr Priestertyp in Gefahr, in Häresien auszuweichen, mit den Ordinariaten zusammenzustossen, isoliert zu werden und eigenbrötlerisch in der Versenkung zu verschwinden. Zwischen Arnold von Brescia und den Katharern war hier wieder alles möglich, und was nun daraus geworden ist, zeigt Krämer-Badonis «Der arme Reinhold», der stets in brüskten Wendungen lebt, nach einer mehr als genossenen Jugend ins Kloster geht, Abt wird, aber mit dem Konvent in Konflikt gerät, weil er eine fanatische Askese fordert. Dann tritt er aus dem Orden wieder aus und wird Waldarbeiter. Und so ungefähr ist fast immer der Weg dieser Leute. Sie stehen ganz links oder sie stehen ganz rechts, aber nie in der Mitte. Immer zum Äussersten entschlossen fallen sie ab und gehen unter im Taumel der Welt, oder sie ziehen sich auf eine Insel der geistlichen Robinsonade zurück und reformieren die Welt auf dem Papier. Und das sind die Leute von der gefährlichen Sorte, die kleinen Savonarolas, die nur ein Entweder-Oder kennen. Die bourgeois gebrochene Variante ist dann der Lorenz Guttman von Stefan Andres, der ewige Problematiker, der stets vor Entscheidungen steht, sich aber nie entscheiden kann und, weil er nicht wirklich zum Leben kommt, seine Komplikationen endlos zerredet.

Das Gegenteil von diesem deutschen Fanatiker- und Problematikertyp ist dann der deutsche Honoratiorenpriester. Er steht immer am Rande und im Hintergrund als die ätzende Lauge. Er spielt noch den hochwürdigen Herrn, obwohl ihm die Verhältnisse das schon längst nicht mehr gestatten, er sitzt noch in seinem grossen Pfarrhaus und dirigiert seine Vereine, seine Kongregationen und Komitees. Er ist der typische Büropriester, der die geistliche Jurisprudenz handhabt, zwar korrekt vom Scheitel bis zur Sohle und organisatorisch begabt, ein geschworener Feind aller Schlamperei, aber nach dem Empfinden des (Stadt-) Volkes nicht eigentlich Priester, sondern Institutionist, der Vertreter einer grossen Organisation, der das Gehaben eines geistlichen Direktors angenommen hat. Er ist in den Romanen fast immer der Antagonist, der abgebrühte Ältere, der dem jungen hitzigen Vikar pfarrherrliche Lebenserfahrungen beizubringen hat. Er hat es aber nicht mehr gemütlich wie der Landpfarrer von einst, denn er ist immer auf dem Sprung, immer in Hast, in hundert Unternehmungen und Geschäfte verwickelt, überall dabei und der gehetzte Grosstadtpfarrer einer aufgeregten Gegenwart. Und damit jenem Typus ähnlich, der jetzt im amerikanischen Priesterroman auftaucht.

Denn dieser amerikanische Romanpriester ist weder Problematiker noch Exote, weder Fanatiker noch Mystiker, weder bäurisch noch konservativ, sondern Priester für die Masse. Für ihn wird die Verkündigung zu einem psychotechnischen Rechenexempel. Er hat es immer mit der Methode zu tun, er sucht den Trick, die richtige Taktik und scheut auch vor ausgefallenen Veranstaltungen nicht zurück. Propaganda zuckt ihm in den Fingern, und er ist überzeugt, dass auch einem katholischen Priester das keep smiling sehr wohl ansteht. Frisch und unbekümmert tummelt er sich in allen Situationen, boxt, schwimmt, spielt Tennis und unterhält sich unbefangen mit jedermann. Aber allzuviel Tiefgang darf man bei ihm nicht suchen und seine Vorstellungen von Himmel und Hölle sind sehr schlicht. Doch literarisch steckt er erst in den Anfän-

gen und hat noch zu wenig Profil, um mehr über ihn sagen zu können.

Ausser diesen gibt es nun aber noch einen Typus, einen utopischen sozusagen, denn er ist vorweggenommen und erst als Möglichkeit gezeichnet: den Untergrundpriester im totalitären Staat. Und an ihm wird klar was mit vielen Priesterromanen heimlicherweise gemeint ist (von den amerikanischen abgesehen). Denn in einigen Utopien (besonders bei Gohde) erscheint er als Ideal und es ist hier weniger bezeichnend, was er ist, als was er nicht mehr ist. Er hat kein Pfarrhaus mehr und keine wohllassierte theologische Bibliothek, kein staatlich garantiertes Einkommen aus Kirchensteuern und keine amtlichen Befugnisse, er ist nicht unbedingt Absolvent eines Gymnasiums oder einer Universität und verdient zunächst seinen Lebensunterhalt als Traktorfahrer. Er fällt überhaupt nicht aus dem Rahmen. Ausserlich kennt man ihn nicht. Vereine hat er keine mehr zu betreiben und Kartotheken zu führen wäre lebensgefährlich, seine «Kirche» ist ein leerstehendes Magazin, Kirchenblätter werden keine mehr herausgegeben und das Evangelium kennt er auswendig. Seine Predigten sind schlichte Ansprachen geworden. In der Wohnung einer vertrauenswürdigen Familie hat er sein Zimmer und seine Verköstigung und seine hauptsächlichsten Obliegenheiten sind: die Messe zu lesen und die Sakramente zu spenden. Alles andere fällt aus. Er hat keine kulturellen Verpflichtungen mehr, er hat nicht mehr zu repräsentieren und keine kirchenpolitischen Positionen zu wahren. Er ist eine Mischung aus ostzonalem Rucksackpriester und Pariser Bannmeilenmissionar und von einem geistlichen «Herrn» kann keine Rede mehr sein.

Und das, scheint mir, ist nun etwas, um das es immer wieder geht, in vielen Priesterromanen, direkt und indirekt, greifbar oder nur zwischen den Zeilen. Es geht um das Unbehagen in der Organisation und um all das, was damit zusammenhängt. Und das heisst: in diesen Romanen erscheint der Zerfall des alten Typs des geistlichen Herrn als einem Residuum aus feudalem Mittelalter und barocker Neuzeit, es erscheint der Zerfall des klerikalen Schemas einer ständisch gegliederten Ordnung der Gesellschaft, in der der Priester neben dem Adel stand. Es geht nicht um den Priester als Priester (der unantastbar bleibt, im Gegenteil noch höher hinaufgehoben erscheint und gelegentlich bis in die spirituelle Verdünnung hinein, in eine fast abstrakte Zone), sondern es geht um seine geschichtlich und soziologisch veränderte Position in dieser Zeit. Der Honoratiorenpriester wird abgewertet und mit ihm seine fein differenzierte Über- und Unterordnung mit den Ehrenämtern und Titulaturen. Sagen wir es klar und deutlich: es geht um antikurialistische Tendenzen. Der arme Vikar, der kleine Curé, der schäbig angezogene Don Evaristo sind die Helden dieser Romane und es ist bezeichnend, dass nur ein Amerikaner sich einen zum Kardinal aufgestiegenen Prälaten für seinen (Schlüssel-) Roman gewählt hat. Die Bernanos und Coccioli, die Greene und Ouwendijk haben es stets nur mit denen auf der untersten Sprosse zu tun, mit den Erfolglosen, mit den kleinen Volkspriestern, die sie nicht vergolden, denn sie zeigen sie in allen Misslichkeiten des Geistes und des Fleisches, mit denen sie aber spürbar sympathisieren.

Nun, es kann keine Rede davon sein, dass sie objektiv sind und vorurteilslos. Im Gegenteil, es werden sehr heftige Affekte losgelassen und es führt eine direkte Linie von hier zu Bloy zurück, der als erster in den steril gewordenen Priesterroman des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine Bresche legte. Aber diese ganze Literatur umschreibt ein Malaise und sie zeigt den Priester von heute in einem gefahrvollen Übergang, im Sturm der erzwungenen Anpassung, in der labilen Situation und wenn wir auch keineswegs behaupten wollen: vox populi, vox dei, so ist es doch immerhin die Stimme des Volkes, die man hier hört. Mag sie das Richtige treffen oder das Falsche meinen: ernsthaft zu bedenken ist sie.

Bert Herzog

Neue christliche Gemeinschaft?

Mitte Januar ging eine Nachricht durch die Schweizer Presse, nach der eine Gruppe von ungefähr vierzig Laienchristen unter der Führung des französischen Abbé Jean Massin aus der katholischen Kirche ausgetreten sei. Der Kreis dieser Katholiken nannte sich «Die Gemeinschaft der christlichen Hoffnung». Man hat sich gefragt, wer dieser katholische Geistliche sei, welche Gründe ihn in den Gegensatz zur Kirche hineintrieben, und welche Bedeutung diesem immerhin nicht alltäglichen Ereignis zukomme. Einige klärende Ausführungen mögen daher am Platze sein, um Übertreibungen vorzubeugen und vielleicht auch an einem Symptom gewisse tiefere, allgemeinere Strömungen der Kirche in Frankreich sichtbar zu machen.

1.

Über die Entwicklung von Abbé Massin gibt das «Dossier de la Semaine», Nr. 156 vom 14. Januar, des «Centre d'Informations catholiques» vornehm zurückhaltende Auskunft: Danach entwickelte der von Jugend an kränkliche, heute 34jährige Geistliche im Kampf mit seiner körperlichen Schwäche eine aussergewöhnliche Energie. Er dürfte ausgesprochenener Willensmensch sein, was immer die Gefahr einer gewissen verengenden Einseitigkeit mit sich bringt. Überdies besitzt er eine künstlerische Begabung. Beethoven und Nietzsche beeinflussten ihn nachhaltig. Nach seinem eigenen Urteil erschütterte ihn zutiefst Nietzsches Wort an die Jünger Christi: «Erlöster müsstet ihr mir aussehen.» Das innere Wesen des Christentums aber erschloss ihm die Begegnung mit Claudel. Hier lernte er begreifen, dass die Annahme des Leidens die unerlässliche Vorschule der echten und wahren Freude sei.

Nachdem sich Massin entschieden hatte, Priester zu werden, konnte er aus Gesundheitsrücksichten nicht in das Seminar eintreten, sondern sah sich genötigt, zumeist privat zu studieren.

Zum Priester geweiht (1943), war er zunächst Seelsorger in Paris am Lyzeum Louis-le-Grand, später wurde er der Priestergemeinschaft von Saint-Séverin zugeteilt, um an der Universität die «Equipes des recherches spirituelles» zu organisieren.

Im Bestreben, ein genuin erneuertes Christentum zu leben, scheinen Massin und seine Anhänger bereits im Frühling 1951 beim Erzbischof von Paris, Msgr. Feltin, vorstellig geworden zu sein, um die Kirche zu verlassen. Msgr. Feltins Vorstellungen erreichten jedoch noch eine gewisse Bedenkzeit. Im Juni traten sodann Abbé Massin und einige seiner Freunde mit einer ersten Erklärung an die Öffentlichkeit, in der sie ihre Christusgefolgschaft beteuerten, die einen Bruch mit der Kirche erfordere, und ein Manifest ankündigten, das im Oktober 1951 erschien. Daraufhin erklärte Msgr. Feltin am 29. Dezember, «Die Gemeinschaft der christlichen Hoffnung» stehe damit «ipso facto» ausserhalb der Kirche. Der Pariser Erzbischof stellt in diesem amtlichen Communiqué fest, dass in dem Manifest sowohl die Annahme der Dogmen der Kirche wie der Wille, ihren Vorschriften zu gehorchen, zurückgewiesen werde. Damit sei der Tatbestand der Häresie, wie des Schismas gegeben, der nach den Vorschriften des Kirchenrechts (Canon 1325, § 2) den Ausschluss aus der Kirche automatisch zur Folge habe.

«Die Gemeinschaft der christlichen Hoffnung» beantwortete diese kirchliche Feststellung mit einer neuen Erklärung, in der es heisst: «Sie (die neue Gemeinschaft) besteht aus Männern und Frauen, die sich zusammengeschlossen haben, um gemäss einem wahrhaft evangelischen Christentum zu denken und zu leben, das den Erfordernissen und Werten unserer Zeit entspricht und das geeignet ist, das tägliche Leben der heutigen

Menschen sinnvoll zu gestalten... Unter keinen Umständen will die Gemeinschaft zu einer neuen Sekte werden. Sie bemüht sich, allen Menschen unserer Zeit brüderlich zu begegnen, soweit diese mit Jesus zu leben gewillt sind und deren religiöses Trachten nicht von Erwägungen anderer Art überdeckt wird.» Soweit die Geschichte dieser neuen christlichen Bewegung.

2.

Das genannte Manifest vom Oktober 1951, das 16 Seiten umfasst, gibt in vier Kapiteln etwas genaueren Aufschluss über die Gründe dieses sensationell-tragischen Schrittes. Das erste Kapitel trägt die Überschrift: «Gott spricht zum Herzen des Menschen». Es beginnt mit dem Satz: «In der ehelichen Liebe lässt uns Gott verstehen, wie er sich mit der Menschheit und mit jedem einzelnen Menschen vereinen will.» Daraufhin folgt eine Kette von Refutationen, die sich dagegen wenden, dass ein «Dritter» — nämlich die Kirche — sich zwischen Gott und den Menschen als Mittler schiebe, weil dadurch die Aufrichtigkeit der individuellen «Erfahrung» behindert werde. Das zweite Kapitel ist überschrieben: «Wo der Geist ist, da ist die Freiheit». Hier wird jede Theologie, die «durch begriffliche Formeln und dogmatische Imperative sich ein götzendienerisches geschnitztes Bild des Allerhöchsten macht» sowie jede Moral, die «in götzendienerischer Weise die Nachfolge Christi in Normen fasst (codifiziert)», abgelehnt. Auch das Manifest selbst, heisst es hier, dürfe niemals ein endgültiger Kanon werden. Das dritte Kapitel lautet: «Man beurteilt den Baum nach seinen Früchten». Hier ist die Rede von der Reinheit, die das Leben der christlichen Gemeinschaften aufweisen, und von der Entfaltung, die jeder einzelne Gläubige in der Liebe Christi finden sollte. Mit hohen Lobsprüchen werden hier das Fleischesleben, die menschliche Liebe, wie der Wille, Krankheit, Armut und Krieg zu bekämpfen, gepriesen. «Nur in Hoffnung sind wir erlöst» steht als eschatologischer Ausklang über dem vierten Kapitel. Nach erneuter Klage über die «spezialisierten Gewalten» der Kirche, die Christi Person zerteilten, schliesst das Manifest mit einer Gesamtschau der Geschichte. Im Heiligen Geist hätten die Gläubigen Jesu Wiederkunft vorzubereiten und nie in der schon erlangten Freude auszuruhen. «Jesus ist nicht hinter uns, er ist vor uns.»

3.

Wie diese Angaben zeigen, handelt es sich bei dieser «Gemeinschaft der christlichen Hoffnung» weder um eine neue theologische Fragestellung noch um eine zahlenmässig irgendwie ins Gewicht fallende Strömung. Stellenweise möchte man beim Lesen des Manifestes glauben, einem verspäteten Ausläufer der Reformation begegnet zu sein. Stellenweise wundert man sich über seltsame Widersprüche: Wie kann man sich von der katholischen Kirche trennen, keiner der protestantischen Gemeinschaften anschliessen und doch um «keinen Preis eine Sekte» werden wollen? Wie vereinbart man die Ablehnung jedes Amtes in der Kirche mit der von «Herrn Massin» — wie er heute genannt sein will — geübten Praxis der täglichen Messfeier? Wie vereinbart man die Worte Christi und das Beispiel schon ältester Zeugen des Christentums mit der Behauptung: «dass man, um recht zu begreifen, was die Nächstenliebe sein soll, verheiratet sein muss»?

Wenn wir trotzdem dieser Gruppe eine relativ grosse Besprechung eingeräumt haben, geschah dies also gewiss nicht wegen ihrer Bedeutung an und für sich. In einen grösseren Rahmen gestellt, kann man jedoch hier ein Symptom für tieferliegende und weiterausstrahlende Entwicklungen entdecken.

Ohne Zweifel — bis zum Überdruß hat man dies schon gesagt — befindet sich nicht nur die Welt in einem gewaltigen Umbruchsprozess, bei dem man zunächst nur die negativen Seiten erlebt, auch die Kirche selbst ist von diesem Geschehen auf ihrem ureigensten Aufgabengebiet mitbetroffen. Viele der bisherigen Seelsorgsmethoden erweisen sich heute als stumpfe Waffen; die Sprache, in der wir gewohnt sind, die «frohe Botschaft» Christi zu verkünden, ist ein Schlüssel geworden, der die Herzen der Menschen von heute weithin nicht mehr aufschliesst: die Sprache der Kanzel, die Sprache der Liturgie, die Sprache unserer Lebensführung. Es mag paradox erscheinen, und doch ist es so, dass gerade in Frankreich, dem Land, das vielleicht zur Zeit die meisten Neubekehrten — wenigstens im Sinn einer Bekehrung von gleichgültigen Namenschristen zum eifrig apostolischen Christsein — unter allen Ländern Europas aufweist, dieses Ungenügen am ungeduldigsten und zwar gerade von diesen Neubekehrten empfunden wird. Auch Massin gehört zu ihnen. Vom tragischen Pessimismus existentieller Sinnlosigkeit wendet man sich ab und der christlichen Hoffnung mit glühendem Herzen zu. Dem Schwung dieser vitalen Bewegung erscheint die Kirche, nicht wie den Reformatoren von einst wegen ihrer Mißstände, sondern wegen ihrer traditionellen Formen, wegen ihrer «Abgeklärtheit» ein Hindernis. Man empfindet sie als «alten Schlauch», der den neuen Wein nicht zu halten vermag. Im allgemeinen geschieht dies nicht grundsätzlich: Nicht eines der Dogmen der Kirche wird wissentlich angegriffen, nicht eines ihrer Hirtenrechte ihr wissentlich abgestritten. Aber das vitale Interesse zielt nicht in erster Linie darauf ab, orthodox und gehorsam zu sein — eine solche Haltung, glaubt man, entspreche dem «Geborgensein im sicheren Hafen», und gerade das widerspricht dem heutigen Lebensgefühl. Was man sucht, ist der Durchbruch zum Herzen des heutigen Menschen (der sich im Aufbruch befindet) in einer neuen Sprache, in neuen Formen, in einer Fortentwicklung des Christentums. Daher das unablässige Suchen nach

den Grenzen zwischen dem Unveränderlichen und dem bloss Zeitbedingten an der konkreten Gestalt der Kirche Christi.

Es darf nicht geleugnet werden, dass — auf das Ganze gesehen — dieser allmählich weiteste Kreise und alle Schichten der Bevölkerung Frankreichs erfassenden Bewegung echt christliche Motive zugrunde liegen. Es darf aber ebenso wenig übersehen werden, welche Gefahren sie birgt. Papst Pius XII. hat bekanntlich beide Seiten deutlich gesehen und bereits durch mehrere Verlautbarungen den rechten Mittelweg zu weisen gesucht. Noch kürzlich erklärte Msgr. Feltrin, der Heilige Vater habe ihm mit Sorge von einer gewissen «Überaktivität» gesprochen, die zu einem Geist der Unabhängigkeit in Fragen der Lehre und Disziplin führe, der die rechtmässige Autorität nicht genügend respektiere. Ähnlich äusserte sich Msgr. Delay, Erzbischof von Marseille. Hinsichtlich des Dogmas, so klagten die Bischöfe, vereinfache man die Lehre der Kirche, um zu den Arbeitern «auf ihrem geistigen Niveau» zu sprechen. In der Liturgie führe man vereinzelt eigenmächtig die Landessprache ein. Schliesslich missachte man hin und wieder die Autorität der Kirche, indem man kirchliche Traditionen, Methoden und Bräuche als altmodisch, übermässig streng und allzu konservativ bezeichne. Mit Recht betonen die Bischöfe, dass der Schaden, der hier angerichtet wird, weniger in den Taten dieser übereifrigen Geistlichen liege, als in der Publizität, die ihnen durch übertriebene und oft entstellende Berichte ihrer Bewunderer im In- und Ausland verliehen werde.

Wir glauben nicht fehl zu gehen und diese vereinzelt Missgriffe in die rechte Perspektive gerückt zu haben, wenn wir ebenso wie bei dem bedauerlichen Fehltritt von Abbé Massin sagen, dass es sich hier um weiter nichts als um Randerscheinungen eines an sich gesunden und vielversprechenden Aufbruchs handelt. Randerscheinungen, die allerdings sorgsam beachtet und auf das rechte Mass zurückgeführt werden müssen, gerade damit nicht durch sie die ganze Bewegung in falsche Bahnen abgleite. M. G.

Ex urbe et orbe

Schweden: Volle Religionsfreiheit?

Mit dem 1. Januar dieses Jahres ist in Schweden das neue «Religions-Freiheits-Gesetz», das am 19. Mai 1951 nach langen Diskussionen vom Parlament verabschiedet wurde, in Kraft getreten. Im Gegensatz zur früheren Verordnung von 1871, die jede andere Konfession ausser der schwedisch-lutherischen als «ausländisch» diskriminierte, garantiert das neue Gesetz allen Bürgern, gleich welcher Religion sie angehören, vollständige Gleichheit.

§ 1: «Jeder hat das Recht zur freien Ausübung seiner Religion...»

§ 4: «Niemand kann verpflichtet werden, einer religiösen Gemeinschaft anzugehören...»

Dennoch tritt der nationale, staatskirchliche Charakter der schwedisch-lutherischen Kirche und damit ihre privilegierte Stellung innerhalb der andern Kirchen in verschiedenen Punkten klar hervor. § 6: «Nur die schwedischen Staatsbürger oder die im Königreich wohnhaften Ausländer können Glieder der schwedischen Kirche sein.» «Die Kinder gelten von ihrer Geburt an (nicht erst durch die Taufe!) als Glieder der schwedischen Kirche, wenn die Eltern dieser Kirche angehören.» Die schwedische Kirche bleibt also Staats- oder Volkskirche. Im Interesse einer lebendigen Kirche und auf Grund tieferer theologischer Erkenntnis des Wesens der Kirche Christi hätten Kreise der evangelischen Freikirchen und der hochkirchlichen Richtung eine «geistlichere» Schei-

dung von Kirche und Staat gewünscht. Die überwiegende Mehrzahl der Kirchenführer der schwedisch-lutherischen Kirche scheute aber davor zurück, ihre Kirche zu einer «Bekennnis-Kirche» zu machen, bildet der wirklich gläubige Teil doch nur einen Bruchteil der Gesamtbevölkerung. Um die Zugehörigkeit zur Kirche doch zu einer Sache der freien Entscheidung zu machen, wurde die Möglichkeit des Austrittes erleichtert. Während früher ein Austritt nur als Übertritt zu einer andern Glaubensgemeinschaft möglich war, und der Austretende dabei die Verpflichtung hatte, sich persönlich beim protestantischen Pfarrer einzufinden und seine Absicht kundzutun — und das zweimal in zweimonatigem Zwischenraum, damit dem Pfarrer Gelegenheit gegeben sei, den Austretenden mahnend und warnend von seinem Vorhaben abzubringen, bestimmt das neue Gesetz, dass jedermann nach vollendetem 15. Lebensjahr das Recht hat, ohne lange Begründung aus der Volkskirche auszutreten. Der staatskirchliche Charakter der schwedischen Kirche kommt weiterhin darin zur Geltung, dass auch jene Staatsbürger, die sich nicht zu ihr bekennen, 40% der Kirchensteuer ihr zu entrichten haben.

Das alte Klosterverbot ist aufgehoben. Ein solches Verbot wäre unvereinbar gewesen mit Art. 9 der vom Europarat aufgestellten und von Schweden in der Konvention von Rom (5. 11. 1950) mitunterzeichneten Erklärung der Menschenrechte. Indessen ist für die Gründung eines Klosters die königliche Genehmigung erforderlich und zum Eintritt in das Noviziat ist als Mindestalter das vollendete 21. Lebensjahr vorge-

schrieben. Der in irgendeiner Konfession kirchlich geschlossenen Ehe wird zivilrechtliche Gültigkeit zuerkannt, sofern durch königliche Verfügung der betreffenden Konfession das Recht zur Trauung zugestanden ist. Nicht wenig Gewissenskonflikte wird aber die gesetzliche Bestimmung verursachen, wonach die Pastoren der schwedischen Kirche, die ja zugleich Staatsbeamte sind, verpflichtet werden, auch Geschiedene wieder kirchlich zu trauen. Das Parlament hat den Pastoren das Recht der Verweigerung «aus Gewissensgründen» nicht zuerkannt. Eine Verweigerung würde als Versäumnis der staatsdienstlichen Pflicht betrachtet. Die im Sommer einberufene Synode der schwedischen Kirche, die um den Widerspruch dieser Gesetzesbestimmung zum Neuen Testament und zur eigenen kirchlichen Überlieferung weiss, gelangte zu keiner endgültigen Stellungnahme und überwies die heikle Frage einer Kommission.

Dass die neue schwedische Lösung einen Kompromiss darstellt zwischen der alten Staatskirchenidee, dem neuen Bewusstsein der Freiheit der Kirche Christi gegenüber allen politischen Mächten und dem Willen zur Respektierung jeder religiösen Überzeugung, unterliegt keinem Zweifel. Von katholischer Seite wird betont, dass man nur von einer beschränkten Religionsfreiheit sprechen könne. Nach einem Bericht des Koadjutors des apostolischen Vikars von Schweden, Msgr. Ansgar Nelson OSB, bildet der Unterricht des lutherischen Glaubens an den Staatsschulen ein schweres Problem. Nur wer sich verpflichtet, den lutherischen Glauben zu lehren, kann Lehrer an einer Staatsschule werden. Jeder Schüler an staatlichen Bildungsanstalten muss dem lutherischen Unterricht folgen und Prüfungen in diesem Fach ablegen (cf. «Christlicher Sonntag» vom 10. 2. 52). Der Gesetzestext, der im Prinzip den Lehrern volle Freiheit gewähren wollte, ist sehr unklar gehalten. Ganz unbefriedigend bleibt die Bestimmung, dass nur Lutheraner das Richteramt bekleiden können.

Aber auch die Handlungsfreiheit der lutherischen Kirche ist nicht voll garantiert. Nach einem Bericht des «Evangelischen Pressedienstes» vom 13. Februar 1952 herrscht «in schwedischen Pfarrerkreisen, über das ganze Land hin, ziemlich Unruhe und Ärgernis wegen den neuen Dienstvorschriften, welche die Regierung herausgegeben hat, ohne dass die Gemeinden und das Domkapitel dazu haben Stellung nehmen können». Die Pfarrer würden «in ein solches Gewirre von Bestimmungen gefesselt, dass ihnen jede Möglichkeit zur eigenen Initiative genommen und die Kirche verhindert werde, wie bisher ihren Dienst im Volke durchzuführen». Eine Zusammenarbeit der Bistümer untereinander sei von jetzt ab unmöglich gemacht. Es bestehe auch die Befürchtung, dass das Jugendwerk in seinen verschiedenen Zweigen lahmgelegt werde. Wie das Bulletin catholique d'information, Istina, vom Februar 1952 ausführt, haben auch die einseitig von der staatlichen Instanz gefassten Beschlüsse über die Besoldung des Klerus heftige Proteste hervorgerufen. — Der Fall Schweden dürfte ein neues Beispiel dafür sein, dass das Problem «Kirche und Staat» im Konkreten äusserst schwierig zu lösen ist. Wer da immer meint, auf «Staatskirchentümer» anderer Konfessionen Steine werfen zu müssen, sehe zu, ob in seinem «Kirchensprengel» alles zum besten bestellt ist. A. E.

Das Ende der voraussetzungslosen Wissenschaft

Der bayerische Staatsminister für Unterricht und Kultus, Dr. Josef Schwalber, führte auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft 1951 unter anderem aus:

«Wenn nicht alle Zeichen trügen, dann stehen wir in unserer Zeit, so chaotisch sie im einzelnen sich noch darstellen mag, mitten in einem Prozess der Neubesinnung und Neuorientierung der metaphysischen Grundlagen des wissenschaftlichen Denkens überhaupt und der Geisteswissenschaften im besonderen.

An der Wandlung eines Begriffes jedoch, der in den geistigen Auseinandersetzungen des letzten Jahrhunderts eine besondere Rolle gespielt hat, vermögen wir die Zeichen der Zeit wie in einem Brennspiegel gesammelt zu erkennen. Das — ich darf es so nennen — Schlagwort von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ist aus der Atmosphäre des Kulturkampfes entstanden.

Der Begriff der Voraussetzungslosigkeit hat nach seiner historischen Sinnggebung einen festen, allerdings nur negativ zu bestimmenden Inhalt. Er war stets beschränkt auf die Ablehnung der Möglichkeit objektiver Forschung durch einen, dem Offenbarungsglauben verbundenen, Gelehrten. Dieser wurde mit einer beispiellosen Intoleranz in das Ghetto wissenschaftlicher Minderwertigkeit verwiesen, vor dessen Zweifelhaftigkeit sogar der Literaturkalender durch ein dem Namen beigefügtes «k» (katholisch) warnen zu müssen glaubte.

Die Prägung eines solchen Begriffes, und die ihm zugrunde liegende Geisteshaltung, setzt aber eine dogmatisch mindestens ebenso fest bestimmte Weltanschauung voraus wie die abgelehnte; und wenn diese nur aus dem einen Apriori-Satz bestand, dass es eben keinen persönlichen Gott, keine Offenbarung und keine Bindung des Menschen an sie geben darf. Dabei ist dieses, der sogenannten Voraussetzungslosigkeit zugrunde liegende Hauptdogma weniger beweisbar als irgendein Glaubenssatz. Wir bezichtigen diesen Dogmatismus heute offen, dass er mit seiner Unduldsamkeit und pseudowissenschaftlichen Tyrannei den wahren Fortschritt der Wissenschaft jahrzehntelang gehemmt und dass er für die wahren Seinszusammenhänge ganze Generationen von Forschern blind gemacht hat. Die Befreiung von ihm wird einmal, so hoffe ich, als die grosse wissenschaftliche Ruhmestadt unseres Jahrhunderts gepriesen werden.

Wahrlich, es ist Zeit, dass die Träger einer christlichen Wissenschaftsauffassung das Ghetto, in das sie eine positivistische und materialistische Übermacht gedrängt hat, verlassen, dass sie alle Minderwertigkeitsgefühle von sich werfen und mit der selbstverständlichen Sicherheit des Siegers den Platz in der wissenschaftlichen Welt einnehmen, der ihnen zukommt. Auf uns ruht die grosse Verantwortung, Zeugnis zu geben von der Wahrheit in einer Zeit, wo so viele falsche Propheten entlarvt werden, und wo das Sehnen nach der Wahrheit übermächtig geworden.»

Die ganze Welt ist einig

Die folgenden Ausführungen finden sich als besonders markante Sätze in einem Aufsatz der Zeitschrift «Der Monat» (Februar 1952, S. 548 ff.) unter dem Titel: «Sind wir nicht alle Demokraten?»

Seit Jahren arbeitet die UNESCO mit grossem Aufwand an Mitteln, Geist und Zettelkästen an einem riesigen «Tensions Project», das sich nichts mehr und nichts weniger als dies zur Aufgabe gestellt hat: sämtliche in dieser Welt auftretenden Arten von «Spannungen» zwischen Nachbarn, Bevölkerungsgruppen, Rassen, Klassen, Religionen, Nationen und Kontinenten samt ihren Ursachen, Gefahren und Beilegungsmöglichkeiten zu registrieren — all dies selbstverständlich mit der stillschweigend vorausgesetzten Gewissheit, die für UNESCO-Beamte ein Glaubenssatz ist, dass in dieser unendlich perfektiblen Welt Spannungen, soweit sie bedauerlicherweise vorkommen, nur aus bedauerlichen Missverständnissen entstehen können, die schleunigst aufzuklären eben die Aufgabe der UNO im allgemeinen und der UNESCO im besonderen ist. Dieses «Tensions Project» zielt also auf die karteimässige Sammlung und Bewältigung sämtlicher Missverständnisse unserer Zeit ab. Im Rahmen dieses Projekts hat ein Expertenkomitee unter dem Vorsitz von Professor E. H. Carr — desselben Mannes, dessen einst vielgelesenes Buch «Conditions of Peace» bereits bei Kriegsende ein

so vollkommenes Kompendium aller wohlmeinenden Missverständnisse und Illusionen jener Zeit des «guten Willens» gab — einen Fragebogen über die Bedeutung der Demokratie an dreiunddreissig geistige Vertreter aus 14 Ländern des Westens und des Ostens ausgesandt, und das Resultat dieser Umfrage ist nun, vorerst englisch, als gewichtiges «Symposium» unter dem Titel «Demokratie in einer Welt der Spannungen»¹ erschienen. Das Resultat war, kurz gefasst, dass keiner der dreiunddreissig Antwortenden erklärte, er sei gegen die Demokratie, und das Expertenkomitee zeigt sich überaus beglückt über diese Einstimmigkeit. Zwar waren die Vertreter der «Volksdemokratien» über die Bedeutung dieses Wortes keineswegs gleicher Meinung wie die Vertreter der «bürgerlichen Demokratien», deren einige übrigens erklärten, das Wort «Demokratie» selbst sei zweideutig — das Komitee geht noch weiter und findet «eine fundamentale Zweideutigkeit im Wort ‚Zweideutigkeit‘ selbst» —, und das Vorwort des Sammelwerkes versteigt sich sogar zu der verhängnisvollen Erkenntnis, dass

«Übereinstimmung in bezug auf Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit bedeutungslos wird, wenn man diesen Begriffen verschiedene Bedeutungen beilegt und gegensätzliche Mittel zu ihrer Verwirklichung empfiehlt.»

Aber es bleibt doch die hochehrwürdige Tatsache der Übereinstimmung über ein, wenn auch seines Inhalts entleertes Wort, und in Umkehrung des Goethewortes, dass man mit Worten trefflich streiten kann, stellt sich das UNESCO-Komitee auf den konstruktiveren Standpunkt, dass man sich mit Worten trefflich versöhnen kann. «Die Demokratie hat in den letzten Jahren in der ganzen Welt Annahme als Ideal der menschlichen Beziehungen gefunden». Glückliches Verfahren, auf Grund von Missverständnissen einig zu werden!

Es sei hier aus der glänzenden Besprechung zitiert, die Sidney Hook, Professor der Philosophie an der New York University und ein regelmässiger Mitarbeiter des «Monat», dem Werk des Komitees in einer New Yorker Zeitschrift widmet.

¹ «Democracy in a World of Tensions», Edit. Richard McKeon, Chicago.

«Weshalb legen diese Sachverständigen so grossen Wert auf die angeblich feststehende Tatsache, dass wir jetzt alle — die Kommunisten ebenso wie ihre Opfer — Demokraten sind?»

Es mag zutreffen, dass der Ausdruck «Demokratie», der von den Kommunisten auch zur Bezeichnung für eine von einer Minderheit getragene, sich über Recht und Gesetz hinwegsetzende, auf Gewalt gegründete Einparteidiktatur verwandt wird, heute in aller Munde ist. Damit ist jedoch nichts Neues gesagt. Selbst Hitler, Mussolini, Franco, Salazar und Perón haben sich des Ausdrucks «Demokratie» bedient, allerdings unter Beifügung von Adjektiven wie «höhere», «gelenkte», «organische» Demokratie; auch sie beteuerten ihre «Friedensliebe». Hätte man vor zwölf Jahren eine ähnliche Umfrage veranstaltet, dann wäre dabei gewiss auch manche Übereinstimmung zutage getreten. Nur erscheint es zweifelhaft, ob man darin ein ermutigendes Zeichen gesehen hätte.

Wie der amerikanische Philosoph Charles Peirce so oft betont hat, gibt es nicht nur eine Logik, sondern auch eine Ethik des Wortes. Letzten Endes geht es nicht so sehr darum, wie der Begriff «Demokratie» ausgelegt wird; wenn aus dem Sinn, den er jeweils haben soll, kein Hehl gemacht wird, kann niemand irregeführt werden. Die Frage ist vielmehr, ob die verschiedenen Bedeutungen ein und desselben Wortes absichtlich vertuscht und verwechselt werden, um die mit diesem Wort verbundenen gefühlsbetonten Vorstellungen für persönliche oder parteipolitische Zwecke auszunutzen.

Man ist versucht zu behaupten, dass sich die Welt in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, als das Wort «Demokratie» noch nicht in aller Munde war und Unterschiede in politischen Einrichtungen und Konzeptionen durch die Anwendung verschiedener Ausdrücke kenntlich gemacht wurden, in einem gesünderen und friedlicheren Zustand befunden habe. Es erscheint äusserst fraglich, ob unaufrichtiges und doppelzüngiges Gerede über Demokratie an Stelle einer ehrlichen Konfrontation richtig gekennzeichnete und benannte Probleme irgendeine geistige Hilfe bietet oder den Frieden fördert.

Buchbesprechungen

Budenz Louis Francis: Was will Moskau? Thomas Morus Verlag, Basel, 336 Seiten.

Louis Francis Budenz stammt aus einer gutkatholischen Familie in USA, ist dann Kommunist geworden, und zwar Mitglied des Nationalkomitees des Kommunismus in USA und Hauptschriftleiter des kommunistischen Daily Worker. Nach zehnjähriger aktiver Mitarbeit mit dem Kommunismus hat er sich mit der Kirche wieder ausgesöhnt und dann in einem Buch «This is my Story» über seinen Werdegang Rechenschaft abgelegt. Nun ist das Buch in deutscher Übersetzung durch Eckart Peterich im Thomas-Morus-Verlag in Basel herausgekommen. Zwei Dinge sind darin von besonderem Interesse: die persönliche Entwicklung des Verfassers und die sachlichen Mitteilungen über den Kommunismus.

Die persönliche Entwicklung führt geistig von Rom nach Moskau und wieder nach Rom zurück. Budenz stammt aus einer bürgerlichen Familie in Indianapolis (USA) und ist schon in der vierten Generation Amerikaner. Seine Vorfahren väterlicherseits kamen aus Westdeutschland, seine Mutter aus Irland. Beide waren Katholiken und haben ihre fünf Kinder gewissenhaft und religiös erzogen. Louis Francis war sogar sehr aktiver Katholik, studierte in katholischen Kollegien und übernahm mit 21 Jahren die Leitung des Christlichen Gewerkschaftsverbandes. Die allmähliche Entfremdung und schliesslich der Bruch mit der Kirche kam einerseits durch die Tatsache, dass sich Budenz mit einer geschiedenen Frau zivil verheiratete, wodurch er vom katholischen Leben ausgeschlossen war. Andererseits weil er den Eindruck hatte, dass die Kirche die soziale Arbeit zu wenig oder zu wenig rasch förderte. Budenz hatte schon als Student im «Carpenter», dem amtlichen Organ der Gewerkschaft der Zimmerleute und Schreiner, Artikel geschrieben über Kirche und Freiheit, Kirche und

Fortschritt, Kirche und Demokratie usw. Hatte dann später als Mitarbeiter im Zentralbüro der Katholiken in St. Louis soziale Broschüren im Sinne eines christlichen Solidarismus verfasst. Als aber dann die Verurteilung des französischen Sillon-Kreises um Marc Saugnier erfolgte und der erste Weltkrieg alle sozialen Bestrebungen zunichte machte, wandte sich Budenz enttäuscht von den Kreisen ab, in denen er bisher gearbeitet hatte, und suchte Anschluss bei den Linkskreisen. Als Propagandaleiter der American Civil Liberties Union in New York und als Herausgeber der Zeitschrift «Labor Age» glaubte er, in einer Art Volksfront das Heil zu finden. Die Kommunisten machten sich nun an ihn heran, vor allem die damaligen amerikanischen Führer Foster und Browder. Das Heraufkommen des Nationalsozialismus und die Bedrohung der freien Völker durch die Achsenmächte brachte die Gefahr eines zweiten Weltkrieges. Budenz glaubte an die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses der demokratischen und sozial gesinnten Kreise und war überzeugt, dass dies am besten unter der Führung des Kommunismus geschehe. So trat er 1935 der Partei bei und blieb in ihr ein volles Jahrzehnt in führender Stellung.

Und doch war seines Bleibens im Kommunismus nicht. Wenn man die Gründe prüft, so sind es vor allem zwei. Einmal das Amerikanertum des Verfassers. Er war und blieb ein amerikanischer Patriot und freiheitsliebender Mensch. Es wurde ihm aber immer deutlicher, dass ein Kommunist weder das eine noch das andere sein konnte. Für den Kommunisten gibt es nur ein Vaterland, die Sowjetunion. Alles andere hat sich dem restlos unterzuordnen. Wer daneben noch ein anderes Vaterland hat, für das er zu leben und zu sterben bereit ist, ist kein stillereiner Kommunist. Und wer die Freiheit liebt, wird sich nicht restlos einem Moskauer Diktat unterwerfen. Der Kreml fordert bedingungslosen Gehorsam. Wer ihn nicht z

leisten gewillt ist, taugt nicht für die Führung einer kommunistischen Partei. Die gleiche oder eine noch grössere Unvereinbarkeit gilt aber für einen Menschen christlichen Glaubens. Budenz war im innersten Herzen und im tiefsten Grunde seiner Seele trotz allem gläubiger Katholik geblieben und trug ein Heimweh nach Kirche und Glauben mit sich herum. Wie er sich der Illusion hingegeben hatte, ein guter, freiheitsliebender Amerikaner und doch ein guter Kommunist zu sein, so lebte er auch in der Illusion, man könne Katholik und Kommunist sein. Die Episode der «ausgestreckten Hand», die von Moskau nur als Taktik gedacht war, wurde von ihm ernst genommen. Aber er musste allmählich einsehen, dass er sich darin grundlegend getäuscht hatte. Ein Abgesandter Moskaus erklärte ihm kurzerhand: mit der Formel «Trennung von Kirche und Staat» «meinen wir die Unterjochung der Kirche durch den Staat, die vollständige Kontrolle der Religion bis zu ihrer schliesslichen Beseitigung. So ist es auch hier. Der sozialistische Staat muss die Religion nötigenfalls bis in die Familien hinein verfolgen und sie dort ausrotten, durch Überredung, wenn möglich, durch Gewalt, wenn das nötig sein sollte. — Die Religion muss mit der Wurzel ausgerissen werden» (162). Auf die Dauer waren diese Gegensätze für einen ehrlichen Menschen unerträglich. Budenz hatte sich inzwischen bereits von seiner Frau gelöst und mit einer andern eine zivile Ehe geschlossen. Als von kommunistischer Seite her der Druck auf seine Auffassungen und Überzeugungen immer schärfer wurde, zog er schliesslich die Konsequenz, folgte der inneren Stimme, versöhnte sich mit der Kirche, brachte seine Ehe in Ordnung und trat aus der Redaktion des Daily Worker, aus der kommunistischen Partei und allen kommunistischen Ämtern aus.

So ist der Weg dieses Mannes ein erneuter Beweis, dass der Kommunismus mit Liebe zum Vaterland, Willen zur Freiheit und christlichem Glauben unvereinbar ist. Gelegentliches Entgegenkommen ist nur Tarnung und Täuschung, nur Taktik und Kompromiss. Darum muss der Mensch sich auf die Dauer zu einem Entweder-Oder entschliessen.

Das Zweite, was an diesem Buch interessiert, sind die Angaben über den Kommunismus. Der Verfasser liefert für seine Behauptungen die konkreten Beweise mit Namen und Daten. Das kommunistische System hält sich durch äusserste Zentralisation. Alle Fäden laufen nach Moskau. Alle Weisungen kommen von dort. Die Durchführung wird kontrolliert. Und alle Einzelfunktionen werden durch ein System gegenseitiger Bespitzelung und durch oft unbekannte russische Agenten ständig überwacht. So leben sie alle nicht nur in völliger Abhängigkeit, sondern in ständiger Angst. Besonders eindrucksvoll ist in dieser Richtung das Kapitel «Die rote Zwangsjacke» (280 ff). Es wird dargelegt, wie jeder einzelne so in das System hineingezogen, darin festgehalten und durch das System umgeformt wird, dass ein Entrinnen kaum mehr möglich ist. Der einzelne Mensch und das einzelne Volk hat keine Eigenart und kein Eigenleben mehr. Es ist nurmehr Schraube im Mechanismus des totalen Staates. Und das Endziel, das mit allen Mitteln und unerhörter Konsequenz verfolgt wird, ist die Weltherrschaft der Sowjetunion. Dieser Zweck «heilig» dem Kommunismus jedes Mittel: den politischen Mord, wie er etwa an Trotzky und andern verübt wurde, die lügnerischen Schauprozesse, eine täuschende Friedensaktion, eine Scheinverbrüderung mit Katholiken, eine vorübergehende Duldung der orthodoxen Kirche, usw. Eine grosse Rolle spielt natürlich auch das Geld. Budenz teilt mit, dass z. B. der Daily Worker von der Sowjetregierung jährlich eine finanzielle Beihilfe von annähernd einer halben Million Dollars erhielt. All diese Dinge sind nicht neu. Da sie aber immer wieder bestritten oder nicht geglaubt werden, ist das Tatsachenmaterial, das hier ein Getäuschter und Bekehrter unterbreitet, doch von grossem Interesse.

Seit der Rückkehr des Verfassers in die Kirche sind wieder ein paar Jahre vergangen, aber die Lage hat sich eher verschlimmert und zugespitzt. So kann das Buch helfen, jedem die Augen zu öffnen, dem an der Freiheit, an der Heimat und am christlichen Glauben noch etwas liegt.

R. G.

Wichterich Richard: Sein Schicksal war Napoleon. Leben und Zeit des Kardinalstaatssekretärs Ercole Consalvi 1757—1824. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg 1951. 372 Seiten.

Für zahllose Zeitgenossen ist Napoleon zum Prüfstein und Schicksal geworden. Neben weitgehendem Versagen (auch im hohen Klerus und unter den Kardinälen) findet sich oft heldenhafter Widerstand. Zu den Wenigen, die dem allgewaltigen Diktator Europas ins Angesicht zu widerstehen wagten, gehörte Kardinal Consalvi. Sein unermüdlicher Kampf galt der kirchlichen Freiheit und Unabhängigkeit, die damals wie kaum je in der neueren Zeit bedroht war. Ist doch kein moderner Diktator mit Kirche und Papsttum so hemmungslos umgesprungen wie Napoleon, der selbst Kardinäle seine Wutausbrüche ins Gesicht schleuderte und den Papst jahrelang gefangen setzte. Consalvi hat sich durch nichts einschüchtern lassen

und seine Kühnheit gegen den allmächtigen Emporkömmling mit Verlust seiner hohen Stellung und selbst seiner Freiheit zahlen müssen. Die Lebensgeschichte dieses Mannes erhält damit etwas Erregendes und Allgemeingültiges auch für unsere Zeit. — Wichterich hat mit seiner sorgfältig gearbeiteten und spannend geschriebenen Biographie einen guten Wurf getan. Der Gefahr, ins Sensationelle abzugleiten, ist er durch seine nüchterne Darstellung glücklich entgangen. Schon vor fünfzig Jahren hat Prälat Fischer ein umfangreiches Lebensbild über den grossen Kardinal erscheinen lassen. (Wichterich ist also nicht der erste, wie der Klappentext behauptet.) Die vorliegende Biographie führt indes weit darüber hinaus, da sie sich die neueren Forschungen des italienischen Jesuiten Rinieri über die Zeit Pius' VII zunutze machen konnte. (Schade dass der Verlag dem vorzüglichen Buch keine Illustrationen beigegeben hat.) F. Str.

Vasella Oskar: Österreich und die Bündnispolitik der katholischen Orte 1527—1529. Rektoratsrede zur feierlichen Eröffnung des Studienjahres am 15. November 1948. Universitätsbuchhandlung Freiburg in der Schweiz 1951. 122 Seiten.

Der bekannte Verfasser bietet mit dieser den üblichen Rahmen von Universitätsreden sprengenden Arbeit einen kleinen Ausschnitt aus seinen weitreichenden Forschungen zum schweizerischen Reformationszeitalter. Die auf einer Fülle von bisher unbenutztem Archivmaterial beruhende Schrift hat zwar eine nur kurze, aber umso bedeutsamere Episode zum Gegenstand. Es geht um die Anfänge des konfessionellen Zeitalters mit seiner auch aussenpolitisch aufgespaltenen Politik der eidgenössischen Orte. Zwingli's Politik war betont aggressiv und tendierte auf eine konfessionelle Einheit hin mit Unterdrückung des alten Bekenntnisses auch in der katholischen Innerschweiz und in den von ihr massgeblich beeinflussten gemeinsamen Untertanenlanden. Zürich schloss ein Bündnis mit Konstanz und verhandelte mit andern süddeutschen Städten. Die katholischen Orte antworteten bekanntlich durch die «Christliche Vereinigung» mit Österreich, die nach mühevollen Verhandlungen anfangs 1529 zustandekam. Vasella weist mit Recht darauf hin, dass die katholischen Orte sich sehr bedroht fühlen mussten, wenn sie das Steuer ihrer bisherigen Aussenpolitik, die ganz nach Frankreich und gegen den alten «Erbfeind» ausgerichtet war, herumwarfen und mit Österreich zu einem Einverständnis zu kommen suchten. Vasella weist des weiteren eindeutig nach, dass das Abkommen rein defensiver Natur war (im Gegensatz zum offensiven Bürgerrecht Zürichs mit Konstanz) und nur für den Fall eines nicht provozierten Angriffs galt. Abschliessend weist Vasella auf die eminente Bedeutung des katholischen Widerstandes in den konfessionellen Kämpfen hin. Dadurch, dass die katholische (zahlenmässige) Minderheit um ihre konfessionelle Existenz, um ihre Freiheit im Glauben und ihr Selbstbestimmungsrecht kämpfte, habe sie dem schweizerischen Gedanken einen grossen Dienst erwiesen. «Nur insoweit sie sich als Minderheit behauptete, konnte sie schliesslich das Ihre zum Wesen des eidgenössischen Bundes beitragen: eine staatliche Gemeinschaft auf ethischen Grundlagen zu sein, in der niemals reine Mehrheit und Macht entschieden» (S. 121).

Ferdinand Strobel

Zürcher Josef: Aristoteles' Werk und Geist. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn, 1952. 456 S., brosch. Fr. 12.—.

Aus der Einleitung: «Dieses Buch möchte auch einen bleibenden Beitrag liefern zur Klärung des Aristoteles-Problems. Das hier vorliegende Resultat langer und eingehender Studien lässt sich in folgende Thesen fassen:

Das Corpus Aristotelicum, so wie es heute vorliegt, ist als Ganzes in dieser Form nicht von Aristoteles geschrieben, sondern von Theophrast. «Der grollende Neleus» (v. Arnim) trug nicht so sehr die Scripta des Aristoteles mit sich nach Hause, sondern den schriftlichen Nachlass des Theophrast, wie die Tradition es ja auch bezeugt. Gewiss, in diesem Theophrastischen Nachlass war der schriftliche Nachlass des Aristoteles enthalten. Aristoteles hat ja selber Theophrast zu seinem Nachfolger bestimmt und ihm seinen schriftlichen Nachlass vermacht. Mit diesem von Aristoteles ererbten Vorlesungsmaterial hat Theophrast 30 volle Jahre gearbeitet, hat abgeändert, gestrichen und gar viel dazu gesetzt; ist innerhalb der 30 Jahre gänzlich vom platonischen Idealismus abgefallen (wohl so zirka 320) und hat sich stark dem Empirismus zugewandt. Wir haben also in dem, was schlussendlich im Kellergewölbe von Skepsis in 200jähriger Ruhe der Wiederauffindung harnte, den Nachlass des Aristoteles und des Theophrast in einem, wie die Tradition es ja darstellt. Man kann sagen: es ist der Nachlass des Aristoteles, aber nicht in der Form, wie er beim Tod des Aristoteles (322) aussah, sondern wie er abgeändert und oft gänzlich umgewandelt beim Tode Theophrasts (288) aussah. Was darin noch an aristotelischer Substanz sich findet, beträgt nicht mehr als 20—30%; Form aber und Einkleidung sind gänzlich die des Theophrast.»

Bloy Léon: Vier Jahre Gefangenschaft. Tagebuch von 1900-04. Glock und Lutz Verlag, Nürnberg 1951. 439 Seiten, Fr. 19.65. Alleinauslieferung für die Schweiz: Christiana-Verlag, Zürich 52.

Bloys Tagebücher von 1892-1904, die jetzt in drei Bänden in deutscher Übersetzung erscheinen, gehören zu keiner posthumen Edition, sondern zum Werk. In Frankreich waren sie schon seit bald einem halben Jahrhundert bekannt, denn sie wurden noch zu Lebzeiten Bloys herausgegeben und auch für die Öffentlichkeit geschrieben. Und wie in allen solchen Fällen ist natürlich eine private Zone ausgespart, über die man nichts erfährt. Bloys Ehe zum Beispiel bleibt ausserhalb jeder Berührung, und die inneren Vorgänge seiner religiösen Existenz sind sehr verschattet; man erfährt nur gelegentlich davon und mehr in Andeutungen. Was man erfährt ist ungefähr immer dasselbe. Es geht um drei Dinge: Um die finanzielle Misere, um die literarischen Katzbalgereien und um den peniblen Zustand von Klerus und Kirchenvolk im Frankreich um die Jahrhundertwende. Die Einträge in dieses Journal sind zweifellos echt, aber sozusagen von hinten her übergangen und zurechtgemacht und immer mit dem Blick auf den zukünftigen Leser. Der Polemiker und Pamphletist hat auf jeder Seite das grosse Wort und schlägt natürlich wie immer über alle Stränge. Immerhin, auch wenn man des rauhen Tons ein wenig satt wird, so fragt man sich doch: ist es denn heute so sehr viel anders geworden? Und weil es gar nicht so sehr viel anders wurde, begreift man diese Neuherausgabe. Sie ist indirekt für uns erschienen, und es wäre nicht sehr schwer, sie in unsere Sprache zu übersetzen. Bert Herzog.

Neuerscheinungen

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Chapman Johannes, Abt OSB: Vom Gebet der Hingabe. Geistliche Briefe I und II. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1952. VIII und 136 S., Pappband, Bändchen je Fr. 5.50.

Combes André: Einführung in das Geistesleben der hl. Theresia vom Kinde Jesu. Johann Josef Zimmer Verlag, Trier, 1951. 488 S., Ganzleinen DM 16.—.

Favre-Dorsaz André: Calvin et Loyola. Editions Universitaires, Bruxelles, 1951. 447 S., illustriert, bFr. 210.—.

Lazzarato Damianus: Chronologia Christi. M. D'Auria Pontificus Editor, Neapoli, 1952. 631 S., brosch. Lire 7000.—, US-\$ 12.—, geb. Lire 7600.—, US-\$ 13.—.

Messner Johannes: Widersprüche in der menschlichen Existenz. Tatsachen, Verhängnisse, Hoffnungen. Tyrolia Verlag, Innsbruck, 1952. Deutsche Auslieferungsstelle: Lang & Co., München. 424 S., Leinen Fr. 15.—.

Mitterer, Dr. Albert: Dogma und Biologie der Hl. Familie. Verlag Herder, Wien, 1952. 224 S., 7 Abbildungen, Ganzleinen DM 12.—.

Morgan Barbara: Gottes-Erfahrung von heute. Origo Verlag, Zürich, 1951. 231 S., Leinen Fr. 14.35.

Müller Aloys: Welt und Mensch in ihrem irrationalen Aufbau. E. J. Brill, Verlagsbuchhandlung, Leiden (Holland), 1951. 295 S., Gld. 18.—.

Quispel Gilles: Gnosis als Weltreligion. Origo-Verlag, Zürich, 1951. 94 S., kart. Fr. 8.80.

Raudive Konstantin: Der Chaos-Mensch und seine Ueberwindung. Maximilian Dietrich-Verlag, Memmingen/Allgäu, 1951. 400 S., Ganzleinen DM 16.80, brosch. DM 14.20.

Riedmann Alois: Die Wahrheit des Christentums, Bd. 1: Die Wahrheit über Gott und sein Werk. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1952. XVI und 376 S., geb. in Leinen Fr. 25.80, Subskriptionspreis Fr. 21.75.

Rohracher Hubert: Kleine Charakterkunde. Urban & Schwarzenberg, Wien, 1948. XII/244 S., 32 Abbildungen, Kart. Fr. 8.—.

Rohracher H.: Einführung in die Psychologie. Urban & Schwarzenberg, Wien und Innsbruck, 1951. VIII/568 S., Fr. 22.—.

Neue, 10. Auflage!

Dr. Alb. Sleumer, Index Romanus

Verzeichnis aller auf dem römischen Index stehenden deutschsprachlichen und der wichtigsten fremdsprachlichen Bücher, mit ausführlicher Einführung.

Kartiert DM 6.50, geb. Leinen DM 8.—.

Jul. Jonscher, Verlag, Osnabrück (Hann.)

Christlichsoziale Kranken- und Unfallkasse der Schweiz

Zweitgrösste zentralisierte Krankenkasse der Schweiz
660 Sektionen 250,000 Mitglieder
Zentralverwaltung Luzern, Claridenstr. 8, Tel. (041) 2 31 11

Neu eingeführt:

Spitalzusatzversicherung für Kinder und Erwachsene

Erhöhte Tuberkuloseleistungen
Längere volle Leistungsdauer in der Taggeldversicherung

Wie bisher beibehalten:

Keine Zusatzprämien für die Unfallversicherung

Prämienfreie Unfall-Invaliditätsversicherung bis zu Fr. 1000.—
Hohe Wochenbettleistungen

Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt über Prämien und Leistungen bei der Zentralverwaltung

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht./Rh., c/o No. 86047 Strasbourg. — Italien-Vatikan: Jährlich Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Jährl. Sch. 30.—. Einzahlungen an Creditanstalt-Bankverein, Filiale Feldkirch, Scheckkonto 65.707.

Ein Standardwerk

BIBEL-LEXIKON

HERAUSGEGEBEN VON HERBERT HAAG
Professor der alttestamentlichen Exegese und zahlreicher anderen Fachgelehrten und Mitarbeitern

Stattlicher Leinenband: 17 x 25 cm, 850 Seiten. Ueber 300 Stichworte. 141 Textabbildungen. 32 Tafeln auf Kunstdruckpapier. 15 Karten und 4 Uebersichtstafeln

Subskriptionspreis Fr. 66.—
Einzellieferungen Fr. 8.80

ERSTE URTEILE:

«Meine volle rückhaltlose Anerkennung für diese Leistung ... ich freue mich, dass jetzt die deutschsprachigen Katholiken auch ein modernes Bibel-Lexikon haben.» Prof. Dr. J. Reuss, Regensburg. — «Sie haben die allerneuesten Funde darin berücksichtigt.» Ernst Weidner, Graz. — «Cette publication tout à fait à la page, rendra service à tous.» Prof. A. Robert, Paris. — «Ein grosser kühner Versuch.» Prof. Dr. Rich. Gutzwiller, Zürich-Innsbruck.

PRAKTISCH, ZUVERLÄSSIG, UMFASSEND
Verlangen Sie den Prospekt

BENZIGER VERLAG EINSIEDELN
Durch jede Buchhandlung